

Christoph Hesse

Er kam, sah nichts und schrieb

Lion Feuchtwanger in Moskau 1937

Bücher haben nicht nur ihre Schicksale, wie ein altes lateinisches Sprichwort sagt, sondern auch ihre Geschichte: die manchmal viel lehrreicher ist als ein aus ihr hervorgegangenes Buch, das ein in diesem Fall ohnehin klägliches Schicksal erwartete; und die selbst wiederum in einem anderen Buch steht.

Lion Feuchtwangers „Moskau 1937“, im selben Jahr bei Querido in Amsterdam erschienen, stellt sich im Untertitel recht bescheiden als ein „Reisebericht für meine Freunde“ vor. Zu lesen ist darin eine persönliche Stellungnahme des Autors zur Sowjetunion, deren im Umbau begriffene Gesellschaft er mit viel Sympathie als eine beschreibt, die nicht nur an sich selbst die höchsten moralischen Ansprüche stelle, sondern auch die Kraft und Entschlossenheit aufbringe, dem Faschismus in Europa entgegenzutreten. „Man atmet auf“, heißt es da, „wenn man aus dieser drückenden Atmosphäre einer verfälschten Demokratie und eines heuchlerischen Humanismus in die strenge Luft der Sowjet-Union kommt.“ Den Gestank der überfüllten Gefängnisse und der immer zahlreicheren Straflager fernab von Moskau ließ man an den höflich empfangenen Besucher lieber nicht heran. Den zweiten der großen Trotzlistenprozesse aber durfte Feuchtwanger im Januar 1937 an Ort und Stelle beobachten. „Ziemlich fad“, notierte er in sein Tagebuch. Wie unverständlich ihm der Prozeß vorkam, erklärte er Georgi Dimitroff in einem Gespräch. Allen Ungereimtheiten im einzelnen und der Ungeheuerlichkeit des ganzen Verfahrens zum Trotz aber schien ihm das Urteil gerechtfertigt, ja geradezu erfreulich; so stellte er es in Zeitungsartikeln und auch in jenem Buch dar. Doch die strenge Luft, wenn er sie denn wahrhaftig so empfand, gewährte denen, die wie er ihr weltgeschichtliches Vertrauen in die Sowjetunion setzten, nur eine Atempause.

Die Katastrophe, die bald den gesamten Kontinent in einen viel tieferen Abgrund stürzte als den, aus dem er 1918 noch einmal emporgekommen war, riß auch jenes schon bedeutungslos gewordene Büchlein hinab. Die Polemik, die es zumal unter deutschen Emigranten provoziert hatte, wich binnen kurzem gewaltigeren Auseinandersetzungen. Die Ereignisse waren schneller als die Gedanken, die sich einer darüber machen konnte. Wer sie aufschrieb, sprach seine Leser aus einer Welt an, die diese schon nicht mehr wiedererkannten. Was Feuchtwanger über Moskau gesagt hatte, daß nämlich, weil alles so schnell fließe, „manche Feststellungen schon nach wenigen Monaten nicht mehr wahr sind“, das konnte man, in allerdings entgegengesetztem Sinne, auch über die äußerst unsichere Situation in Europa sagen. Ihm selbst, der seit 1933 im Exil an der Côte d'Azur lebte, glückte schließlich die Flucht aus einem französischen Internierungslager über die Pyrenäen nach Amerika. An seinem Buch „Moskau 1937“, vielmehr der darin bekundeten Zuneigung zur Sowjetunion, von der er sich nie distanzierte, zeigte dort vor allem das FBI Interesse, weswegen er in den Vereinigten Staaten bis zu seinem Tod im Jahr 1958 nur ein geduldeter Ausländer blieb. In Deutschland, das Feuchtwanger nach seiner erzwungenen Emigration nie wieder betrat, wurde es erst 1993 als inzwischen historisches Zeugnis im Aufbau-Verlag veröffentlicht.

Wer das Werk dieses einst sehr erfolgreichen Schriftstellers zu schätzen weiß, würde gerade jenes lieber diskret beiseite lassen. Bei dem angeblichen Reisebericht handle es sich in Wirklichkeit um eine Propagandabroschüre, geschrieben zum Lobe, wenn nicht direkt im Auftrag Stalins, so urteilten schon damals manche und inzwischen wohl so gut wie alle, die es noch interessiert. Auch in der sechzehnbandigen Werkausgabe, die der Aufbau-Verlag in der DDR herausbrachte, ist es nicht enthalten, wengleich aus anderen Gründen: Feuchtwanger gestattete sich in seiner Parteinahme denn doch zu viele kleine Mäkeleien und erwähnte allzuoft den Namen Troztkis, den er gar mit Stalin verglich. – „Aber was bewog den gutbürgerlichen Autor dazu, so viel aufs Spiel zu setzen, ja seine ganze Reputation zu gefährden?“

Fragt die Slawistin und Literaturwissenschaftlerin Anne Hartmann, die sich selbst eine außergewöhnliche Mühe machte, dies herauszufinden. Die Ergebnisse ihrer Recherchen in Archiven von Moskau bis Los Angeles hat sie in einem Band veröffentlicht, der die Entstehung ebenso wie die Aufnahme von „Moskau 1937“ und darüber hinaus Feuchtwangers zahlreiche Verbindungen mit der Sowjetunion in Zeugnissen und Dokumenten jener Zeit vorstellt: Tagebucheinträge, Briefe, Berichte, Ansprachen, Zeitungsartikel, Rezensionen, zudem die vermutlich unvollständige Mitschrift eines dreistündigen Gesprächs, das Feuchtwanger mit Stalin führte. Neben thematisch ausgewählten Auszügen aus zuvor schon publizierten Texten finden sich viele bisher unveröffentlichte, darunter erstmals ins Deutsche übersetzte Berichte sowjetischer Schriftsteller und Funktionäre, auch des Geheimdienstes, allesamt sorgfältig und allgemeinverständlich kommentiert. Mit diesem vielversprechenden Band beginnt die „Neue Folge“ der vor zehn Jahren eingestellten Reihe „Akte Exil“, herausgegeben von Hermann Haarmann.

Die Rede ist hier von dem eng bemessenen Zeitraum zwischen 1934, als der seit einem Jahr im französischen Exil lebende Feuchtwanger seine erste, noch unverbindliche Einladung in die Sowjetunion erhielt, und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, als es ihm unverhofft gelang, nach Amerika zu entkommen. Den biographischen und geschichtlichen Zusammenhang erläutert Hartmann in einem einleitenden Essay von hundert Seiten. Vor dem Hintergrund der hier ausgebreiteten Dokumente unterzieht sie auch das berüchtigte Buch selbst, einschließlich der aus Moskau erbetenen Korrekturen, einer historisch-kritischen „Nachlese“: nicht um es als lässliche Verirrung zu rehabilitieren, sondern um die Vorstellung der Sowjetunion, die Feuchtwanger damals mit vielen Intellektuellen im Exil teilte, wenn auch nicht begreiflich, so zumindest greifbar zu machen. Wer selbst nicht an Stalins wunderbaren Planstaat der Zukunft glauben mochte, stand immerhin bereit zur „Verteidigung der einzigen wirklich antifaschistischen Festung“ (so Michail Kolzow in einem Brief an Feuchtwanger vom 11. März 1938, während des nunmehr dritten großen Prozesses in Moskau).

Mit diesem historisch offensichtlich erledigten Werk Feuchtwangers, erklärt Hartmann, hätte sie sich kaum weiter beschäftigt, wäre sie nicht, zunächst ganz zufällig, in Moskau auf Berichte der Dolmetscherin Dora Karawkina gestoßen, die ihn bei seinem Besuch der Sowjetunion begleitete und über die Tagesereignisse Meldung erstattete. Ihre als vertraulich gekennzeichneten Mitteilungen sandte sie der Allunionsgesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland. Darin beschrieb Karawkina einen skeptischen und oftmals unzufriedenen Gast, der sich mal über „die Unbequemlichkeiten

des Lebens in der Sowjetunion“ oder die „schlampige Postzustellung“ beklagte, mal aber auch „darüber, wie gefährlich es sei, bei uns seine Meinung zu äußern“. Die „Gängelei und Bevormundung der Künstler durch den Staat“ moniert Feuchtwanger auch in seinem eigenen, keineswegs geheimgehaltenen Bericht, in dem er sie jedoch als vorübergehende Mißhelligkeiten darstellt. Die Sowjetunion sei schließlich im Begriff, „ein riesiges Reich einzig und allein auf Basis der Vernunft aufzubauen“, und es tue „wohl, nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen ja, ja, ja sagen kann.“

Hatte man Feuchtwanger in Moskau bestochen? Derlei Mutmaßungen stellten seinerzeit manche an. Geld aber hatte er in der Sowjetunion zuhauf schon verdient, ehe er sie besuchte, und zwar mit seinen in hohen Auflagen verkauften Romanen „Erfolg“ und „Die Geschwister Oppenheim“, die ab 1935 auch in russischer Übersetzung erschienen. „„erfolg‘ hat dort“, schrieb er Eva van Hoboken im Juli 1935, „seinem namen ehre gemacht, und ich habe in russland schrecklich viel geld liegen und kann dort auf lebenszeit kaviar essen und pelze kaufen.“ Nach dem anderen Roman entstand unter seiner Mitarbeit sogar ein von Grigori Roschal inszenierter antifaschistischer Spielfilm, der aber erst 1939 unter dem Titel „Familie Oppenheim“ erschien und nach der Unterzeichnung des Pakts mit Deutschland gleich wieder verschwand (um nach der Invasion der Wehrmacht ebenso abrupt wieder aufzutauchen). Zudem war Feuchtwanger ab 1936, neben Bertolt Brecht und Willi Bredel, einer der Herausgeber der in Moskau erscheinenden deutschsprachigen Literaturzeitschrift „Das Wort“, wiewohl er sich selbst weniger als Redakteur denn als „Schaufensterdekoration“ verstand.

Der „gutbürgerliche Autor“ hatte sich, wie Hartmann zeigt, spätestens mit der Veröffentlichung jener beiden Romane – der eine 1930 noch in Berlin, der andere 1933 in Amsterdam erschienen – als politischer Schriftsteller exponiert, der den Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland darstellte. Ab 1934 wurde er von der Sowjetunion umworben. Die Zeit der revolutionären Experimente in Kunst und Literatur war dort mittlerweile vorbei; ein viel gefährlicheres begann man unterdessen mit der forcierten Kollektivierung der Landwirtschaft und dem Aufbau einer Schwerindustrie in buchstäblich halsbrecherischem Tempo, doch davon bekamen Besucher aus dem Westen nur glänzende Traktoren zu sehen. Mit der Verordnung des Sozialistischen Realismus ging eine Restauration des fortan so genannten Kulturerbes einher, die bürgerliche Literatur des 19. Jahrhunderts sollte auch der erklärtermaßen proletarischen des 20. Jahrhunderts ein stilistisches Vorbild sein. Proklamiert wurde zugleich, über Länder- und Klassengrenzen hinweg, eine Volksfront gegen den Faschismus, zu deren Unterstützung man die dem Volk angeblich fernstehenden Schriftsteller herbeirief, deren Popularität man dringend bedurfte. Hofiert wurden insbesondere solche von internationalem Renommée, die der Sowjetunion freundlich gesinnt waren und das dort auf den Weg Gebrachte, da sie selbst nicht der Kommunistischen Partei angehörten, unvoreingenommen bezeugen sollten.

Unter ihnen war Feuchtwanger vielleicht nicht der höchstangesehene, jedenfalls der meistgelesene, was ihn wiederum unbeliebt bei einigen Berufsgenossen machte. Den erfolgreichsten deutschen Schriftsteller im Exil, den später sogar Thomas Mann um dessen Ruhm in Amerika beneidete, verspottete Sohn Klaus als „Literatur-Industriellen“.

Scheinbar im Handumdrehen Bücher schreiben und damit Geld verdienen, das nannte, wer auch nach größten Anstrengungen kaum einen Pfennig heimbrachte und sich einen Schriftsteller darum lieber als ehrenamtlichen Überbauarbeiter vorstellen mochte, „feuchtwangern“. Gleichermaßen beargwöhnt wurde der „kaltschnäuzige Feuchtwanger“, wie Hugo Huppert ihn schimpfte, in der Sowjetunion; unter den dort einquartierten Parteiliteraten aus Deutschland und Österreich erschien er manchen als eitler Pfau und schlauer Fuchs in einem. Die sowjetischen Autoritäten nahmen seine vornehme Distanz mit ebenso kühler Überlegung in Kauf. Wenn sie ihm auch nicht weit über den Weg trauten und darum auf Schritt und Tritt zuvorkamen, so wußten sie doch, wie nützlich sein Wort ihnen werden könnte.

Angesichts der in ihren Konsequenzen noch nicht absehbaren Bedrohung, die Nazideutschland im Bunde mit faschistischen und autoritären Regimes im Süden und Osten Europas darstellte, erachteten sogar Leute, die der Sowjetunion politisch fernstanden, sie als im Zweifel verlässlichsten Verbündeten. Zweifel allerdings kamen selbst manchen bisher loyalen Anhängern nach den unheimlichen Vorgängen in Moskau, wo im August 1936 plötzlich Grigori Sinowjew, der einst mächtige Vorsitzende der Kommunistischen Internationale, mit fünfzehn anderen Genossen vor Gericht stand, die sich allesamt der unerhörtesten Verbrechen gegen die Sowjetunion bezichtigten, gar der Zusammenarbeit mit der Gestapo. Bestärkt wurde die desperate Hoffnung andererseits durch die fatale Zurückhaltung der westlichen Großmächte gegenüber Hitlers von Jahr zu Jahr unverschämteren Forderungen. Adorno, der später, nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil, über den „Ostbereich“ nur verächtlich sprach, verbat sich damals jede öffentliche Stellungnahme gegen die Sowjetunion. In einem Brief an Horkheimer vom 28. November 1936 mokiert er sich über viele der „uns zutiefst entgegengesetzten Dinge (...), deren wahres Gesicht sich im Sinowjewprozeß enthüllt hat“; gleichwohl rät er, „daß man in der gegenwärtigen, wahrhaft verzweifelten Situation (...) Disziplin halten soll und nichts publizieren, was Rußland zum Schaden ausschlagen kann.“

Genau dies tat, *contre cœur*, André Gide mit seinem Buch „Retour de l'U.R.S.S.“, das im November 1936, kurz bevor Feuchtwanger in Moskau eintraf, bei Gallimard in Paris erschien und prompt „so ziemlich das Maximum internationalen Aufsehens erregte“ (so Leopold Schwarzschild im „Neuen Tage-Buch“). Es sei „einfach unerhört“, schrieb Maria Osten aus Paris schon am 8. November an Willi Bredel in Moskau: „das Bekenntnis eines Trotzkiten.“ Sie hatte da freilich erst einen Vorabdruck des Vorworts in der Zeitung gelesen. Auch Feuchtwanger, der zumindest behauptete, Gides Buch in Moskau gelesen zu haben, verfaßte einen höhnischen Artikel für die „Prawda“, und zwar unter dem unbeabsichtigt selbstironischen Titel „Der Ästhet in der Sowjetunion“.

Gide, wie Feuchtwanger ein Sympathisant aus der Ferne, hatte die Sowjetunion auf eine förmliche Einladung hin im Sommer zuvor für zwei Monate ausgiebig bereist. Von seinen Eindrücken ziemlich irritiert, schrieb er auf, was er da gesehen hatte und was er darüber dachte. Wer diese sehr aufrichtig anmutenden Notizen aus weiterem Abstand liest, findet darin tatsächlich Kritisches über die Verhältnisse in jenem geheimnisumwitterten Land, mitunter auch Spöttisches über die nicht nur von westlichen Intellektuellen oft schon geschilderte Dürftigkeit des russischen Alltagslebens, doch ebenso Empathisches und bei weitem keine Denunziation, weder

der Sowjetunion noch des Kommunismus, in dessen verheißungsvollem Namen sie von ihren Bürgern viele Höchstleistungen und noch viel mehr Entbehrungen verlangte. Kurzum, Gide war vermutlich nur geringfügig anderer Ansicht als Feuchtwanger, der denn auch gegenüber Karawkina klagte, daß man in der Sowjetunion keine Kritik dulde, am wenigsten von Ausländern: „dass man ja sehe, wie es mit André Gide gelaufen sei“, so zitierte sie ihn in einem Bericht.

Da es mit Gide, aus sowjetischer Sicht, äußerst unglücklich gelaufen war, sollte es mit Feuchtwanger von vornherein anders laufen. Sein Besuch wurde gut vorbereitet und alles protokollarisch genau geplant. Reisen auf eigene Faust, wie man sie Gide gestattet hatte, durfte der ansonsten reichlich umsorgte Feuchtwanger nicht unternehmen, statt dessen gewährte ihm Stalin, der Gide nicht empfangen hatte (wie manche vermuten: weil dieser seine Homosexualität offen zeigte, die seit kurzem auch in der Sowjetunion wieder unter Strafe stand), eine Audienz im Kreml. Feuchtwanger durfte Fragen nicht nur über die Literatur und die Rolle des Schriftstellers stellen, sondern auch über die Bedeutung der Demokratie im Sozialismus, über den Prozeß gegen mutmaßliche Verräter und Verschwörer sowie den Kult um Stalin, der selbst währenddessen dem Gast zuliebe auf das Rauchen verzichtete. „Daß Lion in Moskau drei Stunden dem mächtigsten Diktator der Gegenwart gegenübergesessen hat“, so Arnold Zweig in einem Brief an Marta Feuchtwanger, übte offenbar große Wirkung aus, ebenso die pompösen Empfänge und Ehrbezeugungen, die man ihm zuteil werden ließ. Da müsse man aufpassen, nicht größenwahnsinnig zu werden, notierte Feuchtwanger in sein Tagebuch. Gleich nach seiner Ankunft trug er dort ein: „Viel Ehre und wenig Komfort.“ Letzteres bereitete ihm, neben dem stets überfüllten Tagesprogramm, anscheinend während der gesamten zwei Monate seines Aufenthalts Ungemach. Dennoch: „Ich bin tief überzeugt“, schrieb er Zweig aus Moskau, „daß hier die Zukunft liegt, und zwar die nahe Zukunft, vor allem für den Schriftsteller.“ In einem späteren Brief erklärte er, „daß ich zu dem Ganzen, das ich dort gesehen habe, entschieden ja sage und daß mir die Einwände“, mithin auch die eigenen, „mäklerisch und bis zum Läppischen kleinlich erscheinen.“

Während Gide, durch die geharnischten Reaktionen auf sein Buch herausgefordert, sogleich ein neues schrieb, in dem er die Sowjetunion nun beinahe so kritisierte, wie deren Fürsprecher es ihm unterstellt hatten, schlug Feuchtwanger den entgegengesetzten Weg ein und führte sich bald wirklich wie der folgsame Laureatus Stalins auf, den seine Kritiker in ihm sahen. Wer gegen Stalin ist, ist für Hitler! Diese Maßregel beachtete er auch im Privaten. Selbst sein Freund Arnold Zweig, der die Geschehnisse in Moskau von Haifa aus mit großer Skepsis verfolgte und Feuchtwangers Einschätzung für mindestens naiv hielt, vermochte ihn nicht umzustimmen. Ebenso wenig konnten Vorbehalte seines Verlegers Fritz Landshoff, der im niederländischen Exil den Querido Verlag aufgebaut hatte, ihn davon abbringen, ein Buch darüber zu veröffentlichen. Einer Bemerkung Zweigs, der gebeten hatte, Feuchtwanger möge doch einen „Reisebericht für Freunde diktieren“, entlehnte er den irreführenden Untertitel seines Werks. Im Unterschied zu Gide gelangte er über Moskau nie hinaus, und anders als in dem Genre üblich enthält sein Bericht so gut wie keine anschaulichen Beschreibungen von Land und Leuten.

Den „Anti-Gide“, wie sein alter Freund und nunmehr schärfster Kritiker Leopold Schwarzschild das Buch nannte, schrieb Feuchtwanger aus eigenem Bedürfnis und in

niemandes Auftrag, und dies innerhalb weniger Wochen im März und April 1937. In Moskau war man vielmehr beunruhigt, als man davon erfuhr, insbesondere der Journalist Michail Kolzow, der für die Einladungen Gides sowohl wie Feuchtwangers verantwortlich war und sich nicht noch ein peinliches Malheur erlauben durfte, weswegen er den Autor in Sanary-sur-Mer aufsuchte, um ihm einige Retuschen nahezulegen. Insbesondere das Kapitel über Stalin und Trotzki wurde noch einmal gründlich überarbeitet. (Was Kolzow allerdings nicht half: er wurde später als „Spion“ verhaftet und erschossen, ebenso seine Frau Maria Osten.)

Wenn Feuchtwanger sich auch Illusionen über die Sowjetunion machte, so jedoch nicht über die zu erwartende Wirkung des Buches, in dem er sie als glaubwürdige Eindrücke zu schildern suchte. „Es wird natürlich auf beiden Seiten helles Geschrei geben“, schrieb er Ludwig Marcuse im April 1937, „aber das bin ich nun nachgerade gewöhnt.“ Über zwei schon in der Sowjetunion publizierte Artikel sagte er zu Brecht, ihm hätten „die hundert zeilen, die ich über moskau schrieb – 80 über gide und 20 über den prozess – mehr angriffe eingebracht als ‚erfolg‘ oder die oppermanns.“ Warum der über Feindseligkeiten ständig klagende und um sein Ansehen sehr besorgte Feuchtwanger an seinem Entschluß festhielt, die von vielen als empörend empfundenen Stellungnahmen in einem Buch abermals zu bekräftigen, darauf geben auch die im übrigen höchst aufschlußreichen Briefe und Tagebuchnotizen keine eindeutige Antwort.

Seine als Freunde angesprochenen Leser nahmen es unterschiedlich freundlich auf. Heinrich Mann lobte die „gerechte Verständigkeit“, für Hans Sahl war es „wohl das Peinlichste, was bisher zum Thema gesagt wurde.“ Brecht fand es „sehr interessant.“ Thomas Mann meinte, es sei „doch merkwürdig zu lesen.“ Hermann Kesten nannte Feuchtwanger einen „Gemütsturner.“ Der russische Schriftsteller Wsewolod Wischnewski empfand bei der Lektüre „reichlich europäische Hochnäsigkeit, viele Bekenntnisse.“ Feuchtwanger selbst glaubte, „dass das kleine Buch vieles wieder gut gemacht hat von dem, was Gide kaputtschlug.“

Bald darauf erschien eine englische Ausgabe in London und New York, eine französische merkwürdigerweise nie. In Moskau aber brachte man noch im selben Jahr eine von Dora Karawkina besorgte russische Übersetzung heraus, „gänzlich ungekürzt“, wie Feuchtwanger zufrieden feststellte, nachdem er ja schon den Originaltext in Absprache mit Kolzow überarbeitet hatte. Die hohe Auflage von 200.000 Exemplaren ordnete Stalin persönlich an. Fraglich, was Feuchtwanger, der es einem Publikum zgedacht hatte, „das von der Union überhaupt keine Vorstellung hat“, damit Leuten mitteilen mochte, die sich von der Welt außerhalb der Union keine Vorstellung machen durften. Jedenfalls war sein Buch, obwohl offiziell nie verboten, in der Sowjetunion nach kurzer Zeit schon nirgends mehr aufzutreiben. Erstaunlich genug, daß es dort je erschienen ist. Selbst zaghafte Kritik, wie Feuchtwanger sie darin gelegentlich übte, bekam man in sowjetischen Publikationen sonst nicht zu lesen, geschweige denn eine zumindest scheinbar um Verständnis bemühte Auseinandersetzung mit Trotzki, dessen angeblichen Verrat Feuchtwanger nachzuvollziehen suchte, wengleich auf schon vorgezeichneten Abwegen: „Wenn Alkibiades zu den Persern ging, warum nicht Trotzki zu den Faschisten?“

Als Stalin auf Judas zu sprechen kam, der sich immerhin einen Rest von Gewissen bewahrt und darum sich selbst erhängt habe, warf Feuchtwanger ein, das sei eine

Legende. Nein, keine bloße Legende, orakelte Stalin, in sie habe das „jüdische Volk seine große Volksweisheit gelegt.“

Eine dunkle Andeutung, die da womöglich nicht einmal Stalin selbst verstand. Anne Hartmann erinnert daran, daß Feuchtwanger einige Jahre später, als man ihn in der Sowjetunion des Kosmopolitismus beschuldigte, namentlich wegen seines Romans „Waffen für Amerika“ (1946), der übrigens vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg handelt und im vorrevolutionären Paris spielt, reichlich verwundert gewesen sei. Warum sollte, was er bei seinem Besuch in Moskau 1937 nie verheimlicht hatte, dort nun ein Verbrechen sein? Daß Stalin den Juden unter seiner Herrschaft, sofern sie den deutschen Vernichtungskrieg in Osteuropa überlebt hatten, inzwischen als dem Judas unter den Sowjetvölkern nachstellen ließ, kam Feuchtwanger in Kalifornien nur gerüchteweise zu Ohren. Die Zukunft, die er in der Sowjetunion einst erblickt zu haben glaubte, lag zu seinem Glück hinter ihm.

Anne Hartmann: „Ich kam, ich sah, ich werde schreiben.“ Lion Feuchtwanger in Moskau 1937. Eine Dokumentation. Göttingen: Wallstein, 2017. 456 S.